
Ethnographische Gameness

Reflexionen zu extra-methodologischen Aspekten der Feldarbeit im Rockermilieu

Christian J. Schmid

Wider die *illu*sio? – Die methodologische Unter- und Vielbestimmtheit ethnographischen Forschens

Die Möglichkeit, hier meine Erfahrungen mit und meine Ideen zu methodischen Aspekten explorativ-interpretativer Forschung darzulegen, verdanke ich weniger der Zuschreibung als anerkannter Experte der Methodologie und Methodik ‚qualitativer‘ Sozialforschung. Was meine Sprecherposition legitimiert, ist nicht mehr und nicht weniger, als dass ich mit großem Engagement unter schwierigen Umständen jahrelang das gemacht habe, worüber ich jetzt schreiben werde: ethnographische Feldarbeit. Dazu theoretisiere ich nicht nur *oder* lasse meinen Worten Beschreibungstaten folgen, sondern *vice versa*.

In meinem bisherigen Forscherleben habe ich mich mit zwei Themen(-feldern) bzw. Organisationstypen beschäftigt: Hochschulen und Rockerclubs. Als Hochschul-Organisationsforscher bin ich ‚existenziell‘ mit meinem Forschungsgegenstand verquickt, weil ich nicht nur zu und über Universitäten forsche, sondern selbst aktives und damit direkt betroffenes Hochschulmitglied bin. Zudem konnte ich auch meine allgemeine Sichtbarkeit als Wissenschaftler und damit meine Karrierechancen bisher stärker über diese Forschung generieren (z. B. Wilkesmann und Schmid 2011, 2012a, 2012b). Im Vergleich dazu erforderten und forderten meine ethnographischen Erkundungen der Rocker ein *persönlicheres*, „existenzielles Engagement“ (Honer 2012), welches ich in diesem Aufsatz thematisiere. Im Folgenden argumentiere ich auf Grundlage meiner *hoch partikularen* Forschungserfahrungen im devianten Rocker-Milieu. Trotzdem, oder gerade damit, will ich den Leser¹ dazu auffordern, darüber nachzudenken, wie (bedingt)

1 Hinweis: Aus Gründen der besseren Lesbarkeit sowie der Tatsache, dass in Rockerclubs qua Satzung nur Männer Mitglieder werden dürfen, wird auf die zusätzliche Formu-

verallgemeinerungsfähig meine (Selbst-)Beobachtungen, Beschreibungen und methodologischen Schlussfolgerungen auch für andere Untersuchungsfelder sind.

Die provokative Programmatik dieses Beitrages ist meiner prinzipiellen Des-Illusionierung zum pragmatischen Gebrauchswert der Methoden-Literatur geschuldet und funktioniert stilistisch nur im schonungslosen Rückgriff auf Polemiken, Verallgemeinerungen, Auslassungen sowie der (imagegefährdenden) Selbst-Heroisierung aber auch Selbst-Stigmatisierung des Autors.²

„Sie mögen darauf aus sein, die Kräfteverhältnisse in diesem Feld umzustürzen, aber genau damit erweisen sie den Einsätzen ihre Anerkennung, sind sie nicht indifferent“ (Bourdieu 1998, S. 142).

Methodologie in Theorie und (Nahkampf-)Praxis

Meine Studien zu Rockerclubs begannen bei meiner Qualifikationsarbeit zum Diplom-Soziologen zunächst mit einer Serie von Interviews (Schmid 2006, 2012). Dabei blieb es, entgegen der ursprünglichen Planung, aber nicht – zum einen, weil dieses Feld ein ‚Schlaraffenland‘ ist, in welchem sich organisationssoziologische Fragestellungen pointiert illustrieren und re-formulieren lassen; zum anderen, weil sich mir Gelegenheiten boten, meine Interviewdaten auch mit teilnehmenden Beobachtungen anzureichern. Bisher habe ich mich darauf beschränkt, inhaltliche Ergebnisse zu präsentieren. Erst in jüngerer Zeit setzt bei mir auch eine umfassendere ex post-Reflexion der methodologischen Grundlegungen meiner Forschungspraxis ein.

Zu Beginn war ich mir bezüglich der Machbarkeit und Durchführung meines Forschungsvorhabens sowie methodologischer und methodischer Fragestellungen noch sehr unsicher, was mich jedoch nicht davon abhielt – getreu dem Motto „learning by doing“ – einfach loszulegen. Aber auch jetzt habe ich trotz auf- und nachgerüsteter Methodenkenntnis größtenteils keine definitiveren Antworten parat als zuvor. Zumindest kann ich mittlerweile meine Vorgehensweisen im Rekurs auf die Methoden-Literatur besser ausflaggen und damit nachträglich legitimieren. Ich kenne jetzt den Aufsatz, in welchem der prominente Organisationsethnograph John

lierung der weiblichen Form verzichtet. Für alle anderen Adressierungen gilt, dass die ausschließliche Verwendung der männlichen Form explizit als geschlechtsunabhängig verstanden werden soll.

- 2 Meine Sprecherpositionierung und meine Argumentationsweise könnten dadurch als unangebracht anmaßend interpretiert werden. Ich hoffe aber darauf, dass sie wohlwollend als unvollkommener Ausdruck dessen gewertet werden, wie leidenschaftlich engagiert ich meine soziologische Forschung und Selbstvergewisserung (noch) betreibe.

van Maanen sozusagen auch meine Forschungspraxis legitimiert, indem er postuliert: „One becomes the ethnographer by doing it“ (van Maanen 2011, S. 219). Ich kann den Neo-Chicagoer Gary Alan Fine (1993) für meine Zwecke konsultieren, welcher in seinem klassischen Aufsatz „Ten lies in ethnography“ eine Art Beichtspiegel zur Selbstvergewisserung vorgelegt hat, um den vorsätzlichen, notgedrungenen oder unvermeidbaren Schwindel, den (Selbst-)Betrug und die Verschmutzungen des ethnographischen Genres zu hinterfragen. Es prüfe sich ein jeder selbst, wo und wie er gesündigt hat. Kurz: Mit dem Grad meiner Belesenheit wichen die Selbstzweifel meines ethnographischen Tuns (doing ethnography) zunehmend einer größeren Gelassenheit gegenüber methodologischen Instruktionen und Diskussionen (talking ethnography). Inklusive englischsprachiger Publikationen gibt es mittlerweile Hunderte von Einführungstexten, welche sich mit Ethnographie(n) und deren theoretischen Grundlagen, Methodologie(n) und Methoden-Instrumentarium befassen³. In diesem babylonischen Stimmengewirr von Gelehrten-Aussagen und Kommentierungen in Form von Begriffsbestimmungen, Positionierungen und Kontra-Positionierungen, Abgrenzungs- und Synthetisierungsversuchen, ist der Konsens – diesseits (sektiererischer) Schließungsbemühungen – paradoxerweise der, dass es keinen Konsens zu Ethnographie als „unmethodische Methode“ (Breidenstein et al. 2013, S. 10) gibt. Daher dienen etwaige methodologische Hinweise allenfalls als vages Orientierungswissen oder ‚Wahrnehmungslinsen‘ (Peshkin 2001) in der Lesart ‚sensibilisierender Konzepte‘ (Blumer 1954, S. 6ff.). Diese Einsicht hatte ich von vornherein. Sie konnte mich aber dennoch nicht gegen Enttäuschungen darüber immunisieren, wie wenig hilfreich oder auch nutzlos alle diese ethnographischen Richtlinien, Auslegungen oder Empfehlungen auf Papier sind, sobald es zur Sache geht: „[...] research-in-use is almost always more intractable, disjointed, and perverse than research-in-theory“ (Miles und Huberman 1994, S. 309).

(Extra-)Methodologisches in Ethnographie

Was alles ist Ethnographie oder auch nicht (Agar 2006)? Wozu ist sie warum geeignet? Ich möchte es der Einfachheit halber bei Folgendem belassen: „Ethnography is simply ethnography“ (van Maanen 2012, S. 1412). In Analogie zu Ralf Dahrendorfs berühmter Bestimmungsformel der Soziologie ist Ethnographie

3 Eine Suchanfrage in einem Online-Journal-Repositorium (SAGE) ergibt über 22.000 Treffer von Artikeln, welche ‚ethnography‘ erwähnen und 333 Artikel, welche das Suchwort im Titel oder Abstract ausweisen. Google Scholar findet in 0,08 Sekunden 490.000 und Google Books in 0,37 Sekunden 2.710.000 Ergebnisse.

(zitiert nach Nassehi 2011, S. 15) vielleicht das, was Leute, die sich Ethnographen nennen, tun, wenn sie von sich sagen, dass sie Ethnographie betreiben (und relevante wissenschaftliche Konsekrationsinstanzen das auch glauben). Mehr nicht!? Wir sind mittlerweile nicht nur notwendig, sondern ausreichend darüber informiert, inwiefern ethnographische Verfahren immer unbestimmt bzw. unterbestimmt sind und auch nicht anders sein können. Dies wiederum verstärkt eine weitere zentrale Erkenntnis: „In ethnography the major research instrument is the researcher“ (Burgess 1984, S. 218). Statt methodische Hilfsmittel und Richtlinien zu besprechen, ist es daher nur konsequent und eher lohnenswert, den *Feld-Arbeiter* an und für sich zu thematisieren. Denn es ist immer gerade dieser, welcher nolens volens andauernd methodologische Interpretationsbedürftigkeiten *extra*-methodologisch kompensiert. Der Forscher macht den Unterschied! Ich will darum Fragestellungen nach dem ‚know how‘, ‚know why‘ und ‚know what‘ des Einsatzes adäquater Erkenntnis- und Datensammlungsinstrumente durch Fragen nach den Spezifikationen des Forschers ersetzen. Damit soll auf Bedingungen der Mach-, Durchführ- und Umsetzbarkeit von Feldstudien durch den Forscher fokussiert werden, denn „nicht jeder Ethnograph ist für jede Feldforschung geeignet“ (Breidenstein et al. 2013, S. 63).

Welcher Ethnograph taugt aber warum für welche Feldforschung oder auch nicht? Zur Beantwortung dieser Frage bestimme ich den Ethnographen primär über seine *Persönlichkeits*-Werdung vor, jenseits und (relativ) unabhängig von seiner *Forscher*-Werdung. Bisher noch unerklärte aber erklärbar Varianz ethnographischer Forschungspraxis sehe ich daher in den *Forscher-Dispositionen*: Personengebundene Charakteristika, soziale Fähigkeiten und Fertigkeiten sowie askriptive Merkmale des Forschenden, welche nicht durch akademische Methoden-(Aus-)Bildung aneigen- oder manipulierbar sind. So gewendet können wir erfolgskritische Regelmäßigkeiten gerade da finden, wo Methodologie zu kurz greift. Im konkreten Bezug auf meine Forschungserfahrungen wird der Forscher in dieser Lesart *extra*-methodologischer Voraussetzungen unter drei Bedingungen besonders virulent, welche in diesem Beitrag nachfolgend illustriert werden sollen:

1. *Selbstkonstitution des Forschungsfeldes*: der Grad, wie methoden- und akademikerfeindlich, sozialexklusiv, deviant, kriminalisiert oder schlichtweg elitär die zu erkundenden Teilwelten sind.
2. *Unvollständige bzw. vage Handlungsanleitungen*: konkrete Handlungsprobleme bei der (improvisierten) Feldarbeit, für die man keine ausreichend instruktiven Anleitungen in der wissenschaftlichen (Methoden-)Literatur finden oder aus dieser übernehmen kann.

3. *Zufälligkeiten*: ungünstige und zufällig günstige Ereignisse bei der Feldarbeit, welche nicht allein durch das Forschungsdesign kontrolliert oder durch Methoden-Opportunismus kompensiert werden können.

Meine Arbeitshypothese ist: Je nach den ‚proto‘-soziologisch Dispositionen des Forschers im Abgleich mit den spezifischen Strukturationslogiken, den Inhalten und dem distinkten Sozialklientel seines erforschten Feldes, können diese extra-methodologischen Momente den entscheidenden Unterschied für die Frage von Erfolg und Misserfolg bei der *Feldarbeit*⁴ (fieldwork) machen. Erfolgreiche Feldarbeit definiere ich nach Harrington (2003, S. 599f.) als möglichst privilegierten Zugang zu *Informationen*: Narrative Rekonstruktionen von Praktiken und Aktivitäten in ungefilterten Gesprächen mit allen Mitgliedergruppen; Erlaubnis für unmittelbare Teilnahme-, Erfahrungs- und Beobachtungsmöglichkeiten auf den Vorderbühnen und vor allem auch den Hinterbühnen des interessierenden Geschehens (vgl. Snow et al. 1986, S. 379ff.).

Zur Selbstkonstitution des Feldes: Die deutsche Rocker-Szene

Über Rocker und unter Rockern zu forschen ist ein vergleichsweise schwieriges Unterfangen; ein ‚Milieu‘, welches akademiker- und methodenfeindseliger denkbar nicht sein könnte. Spätestens seit den gewalttätigen Auseinandersetzungen im deutschen ‚Rocker-Krieg‘ seit 2007 (Diehl et al. 2013), haben Rockerclubs die volle Aufmerksamkeit der Medien. Man kennt sie daher weitläufig als streng hierarchisierte und para-militärisch operierende Verbrecher-Banden auf Motorrädern, welche sich im selbstgerechten, sozial-darwinistischen Überbietungswettbewerb eines pervertiert männlichen Ehr- und Stolz-Gefühls duellieren.

„Also, es ist definitiv schon so: Wir lassen uns nichts bieten. Wenn uns einer anfickt, dann ficken wir zurück. [...] Behandle einen [Clubname] gut, dann behandelt er dich besser. Behandle einen [Clubname] schlecht, dann behandelt er dich schlechter“ (Interview).

4 Weniger für des Forschers Interpretationsleistung (headwork) oder Kunstfertigkeit bei der Verschriftlichung (textwork) (van Maanen 2011).

Entgegen dieser einseitig sensationslüsternen Darstellung ist die ‚Rocker-Szene‘⁵ eine Subkultur⁶ unterschiedlich ausgerichteter Gruppierungen. Das Kontinuum reicht dabei von gesetzestreuen Interessengemeinschaften, denen es allein um „Motorradfahren & Bruderschaft“ geht, bis hin zu den sogenannten „Einprozentern“ (Abk.: 1%er).⁷ Letztere sind die international operierende Hardcore-Fraktion der „großen Vier“ (Bandidos, Gremium, Hells Angels, Outlaws), die in Deutschland ungefähr ein Drittel des ‚harten Kerns‘ aller Rocker (insgesamt ca. 20.000) ausmachen (Bikers News 2014). Sie sind es, die in den Medienberichten gemeint sind und meistens für die negativen Schlagzeilen sorgen. Das Image der ‚kriminellen‘ Motorcycle Clubs (MCs) wird dabei vor allem von den berühmt-berüchtigten Hells Angels und Bandidos geprägt, denen enge Verbindungen zum oder sogar direktes Engagement im Rotlicht- und Drogenmilieu nachgesagt werden.⁸ Davon abgesehen, ist das vorrangige und ursprüngliche Organisationsziel des Gros der Bikerclubs die Verwirklichung einer maximalen Selbstbestimmung wider den Normen des gesellschaftlichen Mainstreams. In diesem Selbstverständnis grenzen sich Rocker provokativ – durch ihr martialisches, uniformiertes Auftreten in Gruppen, ihr manchmal rüpelhaftes Verhalten in der Öffentlichkeit und offene Bekenntnisse zu

-
- 5 Die Verwendung des Szene-Begriffs ist in diesem Text der umgangssprachlich üblichen Selbst- und Fremdbenennung geschuldet. Trotz Gemeinsamkeiten (z. B. Verführung zur Teilnahme, kulturelle Integration durch ästhetische Standards) entsprechen bestimmte Organisationsinhalte und -weisen, die Organisationsförmigkeit und Organisiertheit von Rockern nicht jenem posttraditionalen Vergemeinschaftungsphänomen, welches Hitzler (2008) als „Szene“ definiert. Mitgliedschaft in Rockerclubs ist hoch selektiv, höchst verbindlich, prinzipiell auf Dauer gestellt, formal-hierarchisch nach Verfügungsrechten (horizontal) differenziert und auch nicht ohne Bezüge zu den Herkunftsmilieus und Sozialisationsverläufen der typischen Mitglieder Klientel zu verstehen. In jüngster Zeit kann man aber im Zuge der Verjüngung sowie Durchmischung der angestammten Rockerpopulation mit neuen Gruppen von Akteuren (z. B. ‚Migranten‘-Rocker, Hooligans) Entwicklungstendenzen einer ideellen und organisationalen De-Orthodoxierung und Erneuerung erkennen, welche tatsächlich in die Richtung des Hitzlerschen Verständnisses von (Jugend-)Szenen weisen.
 - 6 Auch hier müsste elaborierter bestimmt werden, inwiefern und warum Rocker sich als eine Subkultur qualifizieren oder vielleicht sogar eine Gegenkultur formieren (Wood 2003). Das kann an dieser Stelle aber nicht sinnvoll geleistet werden. Vorläufige Versuche einer Zusammenschau der vielfältigen Bestimmungsmöglichkeiten des hybriden Organisationstypus Rockerclub – je nach forscherschem Erkenntnisinteresse – findet man bei Schmid (2006; 2012).
 - 7 Für eine ausführlichere und damit angemessenere Einführung zu Rockerclubs empfehle ich Ahlsdorf (2002), Schmid (2012) oder Veno (2003).
 - 8 Die Polizeibehörden bezeichnen diese Clubs daher als „Outlaw Motorcycle Gangs (OMCGs)“ und ordnen sie dem Deliktsbereich „organisierte Kriminalität (OK)“ zu.

devianten Rechts- und Unrechtsvorstellungen – vom ‚Spießbürgertum‘ ab: „We are the people your parents warned you about!“ (Bandidos-Slogan). Als kulturheuchlerisch empfundene Ge- und Verbote ‚zivilisierten‘ Benehmens werden daher in Form einer Ventilsitte zügellos-affektiv konterkariert:

„Das, was du Grenzen überschreiten nennst oder übertreten von Konventionen, ist genau das, was da [Rocker-Szene] zur Konvention gehört“ (Interview).

Die Unterwerfung unter autoritäre Moralunternehmer jeglicher Art sowie die submissive Akzeptanz geltender Moralitätsvorstellungen werden als unverzeihliche Schwäche angepassten Bürgertums („die Soliden“) verachtet. Um ihren spezifischen Lebensstil zu bewahren, reglementieren Rocker den Zugang zu ihren Gruppierungen über eine Probemitgliedschaft (Prospect-Zeit). Erst nach mehrmonatiger Bewährungsphase kann man über ein einstimmiges Votum aller Clubmitglieder zum vollwertigen Clubmitglied befördert werden. An diesen Club-Veranstaltungen, welche Steuten (2000, S. 35) mit „Zeiten institutionalisierter Anarchie“ charakterisiert, dürfen im Idealfall nur diejenigen teilnehmen, die sozial ähnlich gelagert sind und die propagierten Handlungsmaximen, Freiheitsideologien und devianten Vorlieben und Verhaltensweisen gleichermaßen schätzen.

„Wenn wir hier die Türe [zum Clubhaus] zumachen, dann können wir machen, was wir wollen. Und wir machen das auch. Und lassen uns da halt von niemandem reinreden“ (Interview).

Rocker rekrutieren sich zumeist aus hedonistisch-fatalistischen Sub-Milieus (Vester 2003, S. 50ff.) unterprivilegierter Klassen, in denen eine underdog-Mentalität durch Anti-Konformismus, individuelles Autonomiestreben und „lebensstilintendierte Devianz“ (Endreß 2002) kompensiert wird. Die entscheidende Teilnahmebedingung in diesen Clubs ist, diese Gesinnung als ‚Bruderschaft‘ miteinander verteidigen zu wollen.

„Ich denke, hier [Rocker-Mentalität] geht es wirklich um dieses Einstehen. Um die Bereitschaft, sich [für den Club] krankenhausreif schlagen zu lassen“ (Interview).

Mit einem strikten Verschwiegenheitsgebot sorgen die Rockerclubs dafür, dass sie von den Staatsbehörden kaum strafrechtlich belangbar sind. Ihre rigide Informations- und Zugangskontrolle funktioniert aber auch als effektives Mittel der dramaturgischen Eindruckskontrolle eines Ensembles von Außenseitern, welche

ihr Stigma gekonnt als Mittel sozialer Effektivität nutzen: Man soll sie respektieren! Durch strenge Publikumssegregation (vgl. Goffman 2011, S. 99ff.) verhindern sie entmystifizierende Einblicke in die Hinter-Regionen des Clubgeschehens, die ihr öffentliches Image der Stärke durch brüderliche Einigkeit und Gleichheit enttarnen könnte. Der exklusive Insider-Status der Vollmitglieder als alleinig Eingeweihte und Auserwählte potenziert zuletzt die Gruppensolidarität einer selbsternannten sozialen Elite. Aus all den genannten Gründen bekommen Außenstehende keinerlei Zugang (vgl. Barker 2007, S. 6–8): Members only!

Extra-methodologische Forscherdispositionen

Da sich der Ethnograph in direkter körperlicher Anwesenheit dem Feld aussetzt, ist seine Person das Mittel aller Verhandlungen über Teilnahme- und Beobachtungsmöglichkeiten im Feld. Seine Informations- und damit Erkenntnischancen bestimmen sich über Aushandlungsprozesse seines Rappports, d. h. der Qualität der Sozialbeziehungen zwischen dem Forscher und den indigenen Feldteilnehmern. In der Methoden-Literatur wird diese Relation im Rekurs auf sozialpsychologische Interaktions- oder Identitätstheorien bestimmt (Harrington 2003)⁹. Große Teile dieser methodologischen Abhandlungen suggerieren für mein Empfinden damit aber zu stark einen ‚Wir alle spielen (mal) Ethnographie‘-Ansatz. Potenziell können wir aus einem riesigen Methoden-Fundus auswählen, welcher je nach ethnographischen (Sub-)Genres und Bühnen (Feldern bzw. Sozialarenen) passende (Feldarbeiter-)Rollen, Skripte und Regieanweisungen (zu Zugangs-, Teilnahme- und Beobachtungsmodi) bevorratet. Aber nicht alle Welt ist eine Theaterbühne beliebiger ethnographischer Inszenierungen, wo wir allenfalls riskieren, dass uns das Publikum ausbuht. Das gilt im Besonderen für deviante oder kriminalisierte Teilwelten, welche meistens nicht anders als im Modus einer starken Teilnahme exploriert werden können. Jeff Ferrell (1997) z. B. fordert innerhalb seines methodologischen Ansatzes des „criminological verstehen“ theoretisch ganz plausibel eine aktiv-situierte Beteiligung an kriminellen Aktivitäten. Das ist aber viel leichter gesagt als getan! Welcher Ethnograph für welche Feldforschung geeignet ist, bestimmt sich *nicht allein* über dessen reine ‚Schauspiel‘-Kompetenz entlang den Spiel-Regeln des

9 In zahlreichen Ausarbeitungen werden dann die Identitätsarbeit des Feldforschers, Strategien adäquater Rollen-Inszenierungen bzw. forschersischen Impression Managements in allen nur erdenklichen Variationen durchkonjunctiert und im Hinblick auf den damit zusammenhängenden spezifischen Informationsgewinn analysiert (z. B. Snow et al. 1986).

jeweiligen Feldes. Als „research self“ (Landen 2011) können wir den Feldarbeiter nur als Interaktionsteilnehmer einer Rollen-Inszenierung analysieren: *Wie* hat er es geschafft, mittels dramaturgischer Selbstinszenierungskompetenz einen beabsichtigten Eindruck von sich auf andere zu machen (role management)? Weniger aber, *warum* er es *genauso* stilistisch gemacht hat; und erst recht nicht, warum er es vielleicht *gar nicht anders* oder genauso woanders hätte machen können?

Darum will ich die sozialpsychologischen Interaktions- und Identitätstheorien mit dem Bourdieuschen Habitus-Konzept (vgl. Kraus und Gebauer 2010) anreichern. Damit wird der Feldforscher in seiner sozialen Agentur (agency) umfassender und zusätzlich ‚unmündiger‘ als ein durch präformierende Sozialisierungserfahrungen in distinkten Milieukontexten bereits immer vergesellschaftetes und dadurch eingeschränkt distinktives Kulturwesen konnotiert: Ein Sozial-Akteur, dessen dramaturgisch-situierendes Engagement in Interaktionssituationen als Sozial-Agent durch formative Erfahrungssedimentationen prä-disponiert ist (vgl. Emirbayer und Mische 1998). Trotz aller Inszenierbarkeit aber auch der prinzipiellen Kreativität und Wandelbarkeit des Habitus durch Lern- und mimetische Anpassungsprozesse (vgl. Ebrecht 2004), kann niemand (auch der Soziologe nicht!) so ganz aus seiner Haut. Und das hat Konsequenzen für die Interpretation des modus operandi ethnographischer Feldarbeit – Konsequenzen, welche weitgehend unterschlagen, verdrängt, nicht eingestanden und/oder nicht ausgewiesen werden. Gemeint sind die qua Forscher-Persönlichkeit gesetzten Limitationen oder ein Zuviel an ethnographischem ‚role-playing‘, welches zu dysfunktionalen Feldbeziehungen und ‚kulturellen Ermüdungszuständen‘ (Jones 1973) des Forschenden führen können.

Forscher-Sozialisation – Vom Nachwuchsrocker zum Rockerforscher

Hinsichtlich meiner Feldarbeit behaupte ich meinen distinkten Sozialisierungsverlauf als die wichtigste Vorbereitung auf und Vorbedingung für gerade meine Forschertätigkeit in diesem speziellen Milieu. Ich spreche von einer extra-methodologischen Persönlichkeitswerdung jenseits meiner akademischen Sozialisation, welche mein leidenschaftliches (Forschungs-)Interesse für Rocker, meinen sozialen Zugang zu sowie den Umgang mit ihnen während meiner Feldaufenthalte ausmacht. Meine Habitus-Formation kann in direkterem Bezug auf meine Forschung in zwei Lebenslaufabschnitten einer (generischen) Primär- und (spezifischen) Sekundärsozialisation (Wacquant 2013, S. 5) unterteilt werden.

(*Generische*) Primärsozialisation: Ich bin im chauvinistischen Arbeitermilieu eines bayerischen Dorfes unter zeitweise problematischen Familienverhältnissen

aufgewachsen. Daher bin ich gut mit dem Geschmacks- und Stilempfinden, den Moralitäten und Lebensentwürfen unterprivilegierter Arbeiterschichten vertraut, aus welchen sich die Mehrheit der Rocker rekrutiert. Die dörfliche Heimat war zudem durch ein christlich-orthodoxes, wertkonservatives Philistertum der Bewohner geprägt. Honoratioren wie Bürgermeister, Pfarrer oder Vereinsvorsteher hatten dort die symbolische Deutungsherrschaft darüber, was als gut oder schlecht galt bzw. was recht oder unrecht war. Sehr früh störten mich diese Bevormundungsinstanzen und die Scheinheiligkeit des gutbürgerlichen Dorflebens, welches ein Unterleben hinter den Gardinen und blumengeschmückten Balkonen kaschieren sollte: Männliche Herrschaft über das weibliche Geschlecht, häusliche Gewalt, Promiskuität, Alkoholexzesse und rassistische Ideologien. Ich ging schon früh dazu in Opposition und grenzte mich bewusst durch meinen Kleidungsstil, Musikgeschmack oder meine Freizeitbeschäftigungen vom Mainstream der Dorfjugend ab. Identifizieren konnte ich mich am besten mit devianten Ausdrucks- und Vergemeinschaftungsformen, sodass ich bereits als Jugendlicher Brieffreundschaften mit Gang-Mitgliedern US-amerikanischer Gefängnisse pflegte und mich sehr für die Protest-Kultur afro-amerikanischer Bevölkerungsschichten und für Rap-Musik interessierte. Das brachte mir eine randständige Position im sozialen Gefüge dieses Dorfes ein und daher sind mir Identitätskrisen durch Stigmatisierungen und der trotzig Kampf um Selbstbehauptung, wie er den meisten Rockern zu eigen ist, ebenso wenig fremd.

(Spezifische) Sekundärsozialisation: Es gab in diesem Dorf aber auch Verbündete für mich; die Outlaw Biker. In unmittelbarer Nachbarschaft war eine Motorrad-Werkstatt, welche ein bekannter Treffpunkt der überregionalen Biker-Szene war. Der Besitzer war ein berüchtigter Szene-Veteran, welcher aufgrund seiner Loyalität, Cleverness aber auch Brutalität hohe Wertschätzung unter Seinesgleichen genoss. Es war stets aufregend, mich nachmittags oder abends dort aufzuhalten. Ich durfte als Handlanger mit an den Motorrädern schrauben und machte nebenbei Bekanntschaften mit verschiedenen Bikern. Ich mochte vor allem die Art und Weise, wie sie mit mir umgingen, wie sie mich als spät-pubertierenden Sturm- und Drang-Jugendlichen wertschätzten, ihre aufrührerische unangepasste Attitüde und ihren schwarzen Humor. Über die Jahre hinweg intensivierte sich meine Beziehung zu ein paar der Bikern zu richtigen Kameradschaften. Als ich erwachsen war, wurde ich dazu eingeladen, mit ihnen ‚auf Tour zu gehen‘ oder Partys zu feiern. Mir imponierte es, z. B. für ein Wochenende mit ihnen nach Berlin fahren zu dürfen, um dort eine Profi-Box-Gala auf den vordersten Sitzplätzen live zu erleben. Mein Engagement wurde verbindlicher und ich sollte zunehmend erfahren, dass mehrere meiner ‚Easy Rider‘-Bekanntschaften einschlägig vorbelastete oder vorbestrafte ‚echte‘ Rocker waren.

Mit 1,87 Meter Körpergröße und austrainierten 90 Kilogramm Kampfgewicht als Amateur-Boxer sowie meinem Dobermann Duke passte ich perfekt in die Szenerie dieser Outlaws. Sie erkannten in mir zunehmend einen der Ihren: einen Nachwuchsrocker. Ich bekam sogar meinen obligatorischen Szene-Spitznamen. Sie weihten mich auch in manche Vertraulichkeiten ein, stellten mich Mitgliedern anderer Rockerclubs vor und bescheinigten mir einen guten Leumund. Das ging so lange, bis ich wegzog, um zu studieren. Von da an reduzierten sich meine Kontakte mit den Rockern auf sporadische Kurzbesuche an den Wochenenden. Neue Freundeskreise, mein Studium sowie studentische Nebenjobs vereinnahmten mich zu sehr. Irgendwann haben auch meine Rocker-Freunde erkannt, dass sie nicht mehr auf mich zählen können, und distanziierten sich von mir¹⁰.

Ich konnte mir so einen ersten Eindruck über den Biker-Lebensstil verschaffen, ohne in fatale Konsequenzen verstrickt worden zu sein. Davon sollte ich dann im Rahmen meines späteren Forschungsvorhabens profitieren können: Ich kannte einige dieser idiosynkratischen Charaktere, (ungeschriebene) Szene-Gesetze, eine Menge Geschichten und Sprüche sowie typische Gepflogenheiten und Umgangsweisen in dieser Subkultur. Ich selbst *verkörperte* einen Sozialcharakter, der für die Rocker in einem prinzipiellen Sinne anschlussfähig sein konnte. Diese *antizipatorische* Forscher-*Vorsozialisation* stattete mich mit einem „kulturellen Werkzeugkasten“ (Swidler 1986, S. 277) aus, den man nicht durch Lektüre vermittelt bekommt. Ich konnte qua Habitus über einen allgemeinen und feldspezifischen Dispositionshaushalt verfügen, welcher nicht nur den Feld(wieder)einstieg ermöglichen sollte, sondern mich als (Forscher-)Persönlichkeit ausmachte und meine Forschungsinteressen legitimierte. Es sollte dieser damals erworbene „praktische Sinn“ (Bourdieu 1999, S. 149f.) für das Feld und seine Teilnehmer sein, welcher meine Feldarbeit viel mehr extra-methodologisch instruierte und überhaupt erst ermöglichte als alle Methodologie und Methodik.

10 Will man regelmäßigen, engen Kontakt zu Rockern, dann ist man entweder vollen Herzens dabei und erkennt und akzeptiert alle Verbindlichkeiten und möglichen fatalen Konsequenzen des Umgangs mit diesen Leuten oder man lässt es besser ganz sein. Aufgrund auch nur passiven Mitwissertums oder miteinander ‚Abhängens‘, kann man nolens volens z. B. in eine körperliche Auseinandersetzung, Club-interne Streitigkeiten oder ein polizeiliches Ermittlungsverfahren verstrickt werden.

Unvollständige Handlungsanleitung und extra-methodologisch informierte Improvisationen

Speziell für den Fall devianter Teilwelten verschärft sich die prinzipielle Übersetzungs- und Umsetzungs(un)möglichkeit der Literatur zu ethnographischer Forschung. Arbeiten zum Rollen-Management als Feldarbeiter geben keine Anleitungen dazu, was es heißt, im *konkreten* Fall *wie* ‚im Feld zu sein‘; eher im Gegenteil (vgl. Borjesson 2014, S. 407f.). Mittlerweile sind sogar die speziellen Problematiken der Überwindung von Zugangshürden zu oder des Umgangs mit Informanten aus dem organisierten Verbrechen (vgl. von Lampe 2008) ausführlich ausgearbeitet. Was aber kann von den Erfolgsstrategien meiner Kollegen bei der Rekrutierung norwegischer Alkoholschmuggler, englischer Frauenhändler oder albanischer Mafiosi für meine Forschung zur deutschen Rocker-Szene übernommen werden? Ich bin anders, habe es mit einer anderen Klientel unter anderen Umständen zu tun und kann daher lediglich mich selbst zur Disposition stellen – und nur einbringen, worüber ich verfügen kann. Erschwerend kommt hinzu, dass ethnographische Feldarbeit in unberechenbaren, problembehafteten Handlungssituationen improvisiert werden muss. Interessant ist aber weniger dieser Befund an und für sich, sondern eher schon die Frage: „What are ethnographers improvising on?“ (Humphreys et al. 2003, S. 13). Improvisierte Feldarbeiter-Identitäten können weder unabhängig von den anderen Feldteilnehmern noch (auch recht nicht) losgelöst von den Dispositionen der Forscher-Persönlichkeit verhandelt werden. Der Ethnograph ist eben nicht der Goffmansche ‚leere Kleiderhaken‘ (vgl. Hallett 2003, S. 131f.) ohne kulturelle Innen- und Außenausstattung.

(Un)Möglichkeiten des Impression Managements unter Rockern?!

Für meine Forschung hat sich der Status des „buddy researchers“ (Snow et al. 1986, S. 384ff.) als der ertragreichste erwiesen. Über lange Zeiträume hinweg konnte ich so meine Vertrauensbeziehungen zu den Feldteilnehmern ausbauen, um mit exquisiten Einsichten belohnt zu werden. Im Unterschied zu verdeckter aktiver Teilnahme, bestand in dieser Rolle lediglich ein Rest-Risiko, in Situationen verstrickt zu werden, in denen meine körperliche und psychische Unversehrtheit gefährdet sein könnte. Im ungünstigen Fall wäre ich zu Besuch bei Rockern, welche gerade von einem verfeindeten Club überfallen werden. Dann gilt: ‚Mitgefangen, mitgegangen!‘. Am brisantesten für mich war vielleicht die Verlobte eines Club-Offiziers. Die flirtete mich unnachgiebig und unübersehbar provokativ vor den Augen ihres Mannes an,

was einem nicht hinnehmbaren Gesichtsverlust für meinen Gastgeber gleichkommt und mir oder ihr zum echten Problem hätte werden können.

Abgesehen von möglichen Ausnahmesituationen gilt es die Frage zu beantworten, wie man der Kumpel-Forscher unter Rockern wird und bleibt. In Feldinteraktionen formiert sich ein Image über intendierte Ausdrucksweisen der Informationsvermittlung (signs given) seitens des Forschers. Seine Mitspieler deuten ihn aber ebenso über non-verbale „Ausdrucksspuren“ (signs given off; Goffman 1981, S. 14–18) der Bewegungen im Raum, der Körperhaltungen, Blickkontakte, Gesichtsausdrücke oder sprachlicher Artikulation (vgl. Pongratz 2003, S. 170–176). Nimmt man noch Bourdieusche Aspekte der Sozialität hinzu, dann sind die Aushandlungen des Feldarbeiterstatus z. B. auch noch von inkorporierten (stilistischen) Eigenschaften und Handlungsstrategien beeinflusst. So vielversprechend der Kumpel-Forscher im Hinblick auf die Maximierung von Informationszugängen ist, so sehr ist die Machbarkeit einer entsprechenden Inszenierung für denjenigen zu bezweifeln, der nicht von vorneherein über anschlussfähige Kulturkapazitäten und -kompetenzen verfügt. Der Entwicklung von authentischen „Mitspielkompetenzen“ (Reichertz 1989, S. 92) und der Bereitschaft des existenziellen ‚Sich-Einlassen‘ oder ‚Mitmachen‘-Wollens¹¹ sind im Rocker-Milieu Grenzen gesetzt. Rocker sind zudem notorisch misstrauisch und geübt darin, in ständigen Ausdrucksspielen aufzudecken, wie sehr das Gegenüber versucht, Ausdrucksmanipulation zu betreiben oder Täuschungsmanöver zu inszenieren. Auch für den Kumpel-Forscher gilt Ähnliches wie für denjenigen, der Mitglied in einem Club werden will:

„Aber über kurz oder lang wird das auffallen. *Und diese Leute werden dann mit ihrer Entscheidung nicht sehr glücklich sein.* Sag ich mal so, wies ist. [...] Klar. Man kann Rocker spielen. Das fällt dann aber auf und die fallen dann auch sofort durch. Sie werden nicht akzeptiert. Sie werden nicht integriert. Sie fallen auf. Durch ihr Benehmen. Ihr Verhalten“ (Interview; Hervorhebung im Original).

Es macht daher einen Unterschied, ob der Forscher nur empathisch-verständnisvoll zuhören kann oder darüber hinaus aufgrund eigener Erfahrungshintergründe glaubhaft auf Augenhöhe mitredet (vgl. Kirschner in diesem Band). Über Boxen

11 Zum Beispiel: Muss man sich an einer Schlägerei beteiligen, um am eigenen Leib zu erfahren, wie sich das Bruderschafts-Ethos (‚sich für seine Brüder gerade machen‘) in aller gelebten Verbindlichkeit anfühlt? Im Fall der Rocker kommt erschwerend hinzu, dass man nicht die Möglichkeit hat, Mitspielkompetenz zu erwerben, weil man überhaupt keinen Zugang gewährt bekommt, wenn man bestimmte Kompetenzen nicht vorweisen kann.

oder die Diskriminierung von ‚Kampfhunde‘-Rassen zu reden, ist das eine; von ehemaligem Boxer und Besitzer eines Dobermanns zu einem Kampfsportler und Besitzer eines Pitbulls zu reden, das andere. Dasselbe gilt für schwierige Familienverhältnisse, Beziehungsprobleme, Filme, Musik und viele andere Themengebiete, mit denen Rocker typischer Weise beschäftigt sind. Ich bin sichtbar durchtrainiert, habe körperliche Auseinandersetzungen schon miterlebt und als Boxer Schläge eingesteckt und ausgeteilt. Darum weiß ich, wie es sich anfühlt. Trotzdem bin ich nicht im Straßenkampf erprobt, nicht vorbestraft und habe auch keine Narben von Stichverletzungen vorzuweisen. Ich interessiere mich für Tätowierungen und kenne Tätowierer, bin selbst aber nicht tätowiert. Ich schraubte schon an Motorrädern und besitze einen Führerschein dafür, habe jedoch kein Motorrad. Ich hatte bereits einiges Insider-Wissen über die Rocker-Szene, war aber nie aktives Vollmitglied.

Der Forscher-Habitus erlaubt Improvisationen, nicht aber als in einem sozialen Vakuum inszenierte Willkürlichkeit. ‚Gute‘ Improvisation braucht eine ‚gute‘ soziale Intuition für bestimmte Situationen und ihre Menschen: „analysis frozen into habit and into the capacity for rapid response through recognition“ (Humphreys et al. 2003, S. 14). Alle meine Improvisationen der Feldarbeit gründeten auf Merkmalen und Erfahrungssedimentationen in Sozialräumen bzw. Milieus, welchen auch Rocker entstammen oder in denen auch sie sich bewegen (z. B. Fitness-Studios, Kampfsportclubs, Hundeplätze, Bars und Clubs). Passt der inkorporierte Habitus zum Feld, dann interpretiert der Forscher Situationen aufgrund seines praktischen Sinns und weiß eher, was wie getan werden sollte. Im Rockermilieu passiert streckenweise gar nichts Spektakuläres, man kann aber genauso in wirklich unmögliche oder richtiggehend skurrile Situationen geraten. Durch den Habitus ‚informierte Improvisationen‘ (vgl. Harrington 2003, S. 595) sind dann extra-methodologisch systematisch: vorkonditionierte Praktiken aufgrund habitualisierter Schemata.

In Übereinstimmung mit Hallett (2003) behaupte ich, dass die reziprok dramaturgische Aushandlung des Forscher-,Selbst‘ zwar ein Charakteristikum der Situation und ihrer Teilnehmer bleibt, jedoch unhintergebar durch die Dispositionen des Forscher-Habitus präformiert, restringiert oder auch entscheidend ermöglicht sind. So konnte ich gemäß der Bourdieuschen Denkfigur der Wahlverwandtschaft eine Kumpel-Beziehung zu den Rockern herstellen: „[...] Der Geschmack paart die Dinge und Menschen, die zueinander passen, die aufeinander abgestimmt sind, und macht sie einander verwandt“ (Bourdieu 1987, S. 373f.). Es ist diese Schnittmenge analoger Habitusformen, welche vergemeinschaftend-vereinheitlichend als ästhetisch-expressives Prinzip einer Vielzahl von Anknüpfungs-*Chancen* bzw. anknüpfungsfähiger Handlungs-*Optionalitäten* operieren. Darum hinterfrage sich jeder Ethnograph selbstkritisch im Vorfeld, ob er sich an ein interessierendes Feld effektiv binden kann und will. Allein forschersich opportunes Interesse und

methodisches *Savoir-faire* dürften als Selektionskriterium für ein bestimmtes Forschungsfeld (meistens) nicht ausreichen.

“Fieldworkers must cast themselves in roles that are culturally meaningful to the studied. In the absence of such roles, members will experience considerable difficulty in establishing relationships with the fieldworker that go beyond the most perfunctory sort” (van Maanen und Kolb 1985, S. 23; zitiert nach Harrington 2003, S. 621).

Die Extra-Methodologie des Zufalls in ethnographischer Forschung

Eine weitere Bedingung, welche extra-methodologische Kompetenz erfordert, sind Zufälle. Hiermit meine ich zunächst zufällige, d. h. nicht beeinflussbare, beabsichtigte oder vorhersehbare Ereignisse, deren Eintrittswahrscheinlichkeit und Kausalitäten unbekannt oder unwahrscheinlich sind. Besonders als Ethnograph hat man streckenweise keinerlei Einflussmöglichkeiten auf den Verlauf einer Studie. Da aber nicht alle Zufälligkeiten methodologisch durch eine (der Überraschung gegenüber) offene empirische Haltung aufgefangen werden können, bedürfen wir extra-methodologischer Antizipation und Kompensation. Ich beschränke mich dabei auf (vermeintliche) Zufälle, welche die schiere Durchführbarkeit einer Studie determinieren. Am deutlichsten wurde mir dies wiederum bei meinem Feldeinstieg vor Augen geführt.

Unglückliche Zufälle

Zu Beginn meiner Arbeit hatte ich mich zunächst auf die Kooperationsbereitschaft einer Gruppe mir bereits persönlich bekannter Rocker verlassen. Ich müsste lediglich Anstrengungen unternehmen, alte Kontakte aufzufrischen. Was ich nicht absehen konnte war, dass Mitglieder dieses einen Clubs aufgrund eines langwierigeren Gerichtsverfahrens zu verunsichert über mögliche Ausgänge oder Neuauflagen waren und daher keinerlei Interesse hatten, mir für eine Studie ‚zur Organisation von Rockerclubs‘ (!) Rede und Antwort zu stehen. Anschließende Kompensationsversuche der Kalt-Akquise in Form von zahlreichen Anschreiben an andere Clubs wurden zunächst alle abgelehnt und meistens nicht einmal beantwortet.¹²

12 Ich habe aber nicht kapituliert, was lediglich meiner (extra-methodologisch) fatalistischen Risikobereitschaft geschuldet war, diesen meinen Forschungsgegenstand nicht

In einem anderen Fall konnte ich – vermittelt über einen Sponsor – einen wertvollen Kontakt zur deutschen Offizierebene eines 1%er-Clubs herstellen und hatte bereits einen vielversprechenden Erstbesuch mit einem offiziellen Interview absolviert. Ich durfte im Club-Haus mitfeiern und verstand mich auf Anhieb prächtig mit meinem Gastgeber, dem Sergeant-at-Arms (Sicherheits-Chef) des Clubs. Ich übernachtete bei ihm zu Hause, wo wir uns dann fast freundschaftlich die ganze Nacht hindurch über alles Mögliche unterhielten, bevor ich am nächsten Tag nachmittags wieder abreiste. Aus unerfindlichen Gründen aber wurde mir nach diesem Besuch jeglicher weitere Kontakt ohne Erklärung verwehrt.¹³

Regelhaft glückliche Zufälle

Ich durfte aber auch von vielen glücklichen Zufällen profitieren. In all den Jahren der Erforschung der Rocker, war ich oft ‚zufällig‘ (?) zur richtigen Zeit (?) an den richtigen Orten (?) und sprach ‚zufällig‘ (?) die richtigen Sätze (?), um die richtigen Leute (?) für meine Forschung zu gewinnen. Einige meiner Kontakte blieben mir als Gatekeeper zu Club-Veranstaltungen oder als Unterstützung für weitere Kontaktabbauungen langfristig (bis heute) erhalten. Aber auch die kurzweiligsten Unterhaltungen und kleinen Informationsfetzen über Vorfälle und Personen waren wertvoll, um meinen Insider-Status zwar sehr langsam aber stetig auszubauen.

Mittlerweile glaube ich immer weniger an alle diese scheinbaren Zufälligkeiten während meiner Feldarbeit. Je umtriebiger, engagierter und längerfristiger man sich mit einem Feld beschäftigt, umso wahrscheinlicher ergeben sich über-zufällig günstige Gelegenheiten. Auch der Zufall hat dann seine Regelmäßigkeit. Diese Opportunitäten *können* sich zwar rein zufällig ereignen, am besten aber werden sie hergestellt und müssen dann auch erkannt und genutzt werden (können). Wenn sich der Forscher auch privat in ‚Szene‘-typischen Sozialräumen (z. B. bestimmten Stadtvierteln, Hunde- oder Motorradmessen, Tattoo-Conventions, Box- oder Fitnessclubs) bewegt, dann sind Begegnungen mit den entsprechenden Teilnehmer-Gruppen weniger zufälliges Glück als vielmehr eine Frage der Zeit und Initia-

aufgeben zu wollen. Ich sollte dafür belohnt werden, indem mir – mit der Unterstützung zweier Sponsoren bzw. Gatekeeper (Chefredakteur einer Biker-Zeitschrift, gut vernetzter Rocker-Veteran) – irgendwann der Durchbruch gelang.

- 13 Erst Jahre später berichtete mir ein amerikanischer Forscher-Kollege, dass dies womöglich mit einem Vorfall in Amerika zusammenhänge, aufgrund dessen eine weltweit verbindliche Anweisung des US-amerikanischen Mother Chapter (internationale Führungsriege) ausgegeben wurde: Ab sofort dürfen *ausnahmslos* keine weiteren Auskünfte an Außenstehende gegeben werden.

tive. Hier greift wiederum die Wahlverwandtschaftung als ein Teilungsprinzip der Sozialität, welche qua Lebensstil homologisierend überzufällig für Begegnungen, Kontakteröffnungen und Vertrauensetablierung unter Gleichartigen sorgt.

Im Modus eines informierten Identifizierens erkennt man Angehörige dieses Milieus, wenn sie ihre Zugehörigkeiten dem Eingeweihten über bestimmte Symbol-Chiffren signalisieren (z. B. Tattoos, Club-Insignien oder Logos auf ihrer Kleidung). Effektiver, da unaufdringlicher und unverdächtiger, sind jedoch Annäherungen gemäß des Mechanismus eines „begriffslosen Erkennens“ (Bourdieu 1987, S. 736f.); einer vor-reflexiven ästhetischen Urteilskraft, aufgrund derer sich Menschen in vergleichbarer Soziallage als gleichgeartet erkennen. So verwundert es nicht, dass man mit Leuten, vermittelt über einen gemeinsamen Bekannten, in einem Café ins Gespräch kommt, sich angeregt über Verschiedenes unterhält, sich versteht, wieder trifft, noch etwas näher kennen lernt, um dann eventuell herauszufinden, dass derjenige als Türsteher enge Kontakte zur Rocker-Szene pflegt oder sogar selbst Mitglied ist. Begegnungen dieser Art hatte ich viele; und zwar an Orten und zu Zeiten, an denen ich sie nicht gezielt gesucht habe: in Fitness-Studios, bei Geburtstagsfeiern von Bekannten, vermittelt über Bekannte von Bekannten in einer Bar, beim Squash spielen, usw. Man zieht sich gegenseitig ‚magisch‘ an und hat ein Gespür dafür, diese Leute anhand etwa dessen ausfindig zu machen, wie sie gekleidet sind, welche Tattoos oder Schmuck sie tragen, wie durchtrainiert sie sind, wie sie rumstehen, mit wem sie sich abgeben, wie sie sich begrüßen, wie aufmerksam sie ihre Umgebung scannen, wo sie sich im Raum positionieren oder wie sie darauf reagieren, wenn ein Motorrad oder Sportwagen vor einem Café aufbrüllt. Wie es im Polizei-Jargon so schön heißt: „Meine Schweine erkenne ich am Gang“ (Reichertz 1990). Dieselben Erkennens-Mechanismen gelten aber auch vice versa. Ein Hells Angel sagte einmal in einem Interview: Ein Angel wird man nicht, als Angel wird man erkannt. Als (Zivil-)Forscher in kriminalisierten Teilkulturen wird man ebenso erkannt, bewertet und eingeschätzt. Es sind dabei gerade diese schwer unter Ausdruckskontrolle zu bringenden (non-verbalen) Momente – die äußere Erscheinung, Interaktionsstile und Haltungen, die kleinen Verhaltensminiaturen flüchtiger Gesten und Mimiken oder Stil- und Geschmacksempfindungen – denen vor allem Deviante und Kriminelle große Aufmerksamkeit widmen und Vertrauen schenken (vgl. Gambetta 2009, S. 78ff.).

Für die *illusio* – Ethnographische *Gameness*

Was ich hier versucht habe, ist eine sozialtheoretische Anreicherung der methodologisch unterbestimmten Relation des ethnographischen Feldarbeiters zu seinem Forschungsfeld. Der Soziologe kann seine ansozialisierte Standortgebundenheit (Position) und soziale Verortung (Positionierung) bestenfalls besser reflektieren als der Laie, nicht aber verneinen. Darum verkörpert und reproduziert er auch in seiner Feldarbeit Erfahrungen in, Prägungen durch und Zugehörigkeiten zu klassen-, schicht-, milieu- oder gruppenspezifischen Sozialarrangements. Grundsätzlich müssen wir den Forscher in seinem ‚im Feld sein‘ restriktiver sehen als es in der Literatur überwiegend thematisiert wird. Die Habitus-Feld-Theorie kann Ästhetisches sowie vor-reflexives, nicht-utilitaristisches Handeln der soziologischen Analyse des Forscherhandelns zugänglich machen, um als extra-methodologisch zu beschreiben, was zunächst nicht methodologisch – im Sinne der Methoden-Literatur – erscheint. Da, wo wissenschaftliche Methode keine konkrete Orientierung stiftet, übernehmen inkorporierte Verfahren sozialer Intuition die Steuerung des Forscherhandelns. Darum kann diese Sicht auf den Forscher auch als eine *Ermächtigung* gelesen werden, wenn jener auch seine ‚außerwissenschaftlichen‘ Persönlichkeitsanteile in ein zu ihm passendes Feld einbringen kann.

Auch die prinzipielle Bereitschaft für ein hingebungsvolleres, praktisch-involvierteres und damit radikaler existenzielles forschersches Engagement in devianten Teilkulturen ist auf Grundlage einer Forscher-Feld-Passung qua Habitus plausibler zu denken. Ich kann mir meine notwendig hohen Investitionen in meine Feldarbeit nur in Analogie dazu deuten, wie Bourdieu (1998, S. 139–157) es mit „interesssfreiem Handeln“ beschreibt; ein libidinös passioniertes Engagement ohne (wissenschafts-)ökonomische Verwertungsinteressen, welches sich nur im Zusammentreffen zwischen einem zu dieser Leidenschaftlichkeit prädisponierten, spezifischen Habitus-Träger und den dazu passgenauen Strukturen und Inhalten eines spezifischen sozialen Raumes (Feld) ergeben kann. Dann will man *intrinsisch* selbstverständlich dabei sein und hat eine authentische Legitimation dafür, möglichst alles wissen und überall teilnehmend erleben zu dürfen.¹⁴ Dann sorgt die *illusio* dafür „dass man vom Spiel erfasst, vom Spiel gefangen ist, dass man glaubt, dass das Spiel den Einsatz wert ist oder, um es einfach zu sagen, dass sich Spielen lohnt“ (Bourdieu 1998, S. 140f.). Darum kann nicht nur nicht jeder Ethnograph

14 Diese ungekünstelte Glaubhaftigkeit des Forscherengagements ist ein zentraler Schlüssel im Zugang zu ansonsten verschlossenen Türöffnern (Gatekeeper), welche – wenn überhaupt – nur ein als ‚authentisch‘ vermittelbares, ernsthaftes Interesse unterstützen.

jede Feldforschung machen, sondern darum wird auch nicht jeder Ethnograph jede Feldforschung (gleich engagiert) machen wollen und können.

Der ethnographische Nahkampf-Experte

In einem Versuch, meine idealtypische Vorstellung von einem Ethnographen zusammenzufassen, welcher sich der besonderen Herausforderung außeralltäglicher, devianter und elitärer Phänomenbereiche unserer Gesellschaft annehmen will, greife ich auf die Metaphorik des Kämpfens zurück. Die Vorstellung, Soziologie als Kampfsport zu betreiben, wird mit Bourdieu assoziiert, wobei dieser von Selbstverteidigung und nicht von Angriffskampf spricht. Ich fordere den soziologischen *Nahkampf*-Experten, der ethnographisch in den Clinch geht, vor Hürden, Anfeindungen und Konfrontationen nicht zurückscheut und sich im situativen Gerangel effizient und effektiv bewährt. Im Englischen gibt es einen Begriff, der benutzt wird, einen ‚wahren‘ Kampf-Champion zu charakterisieren: Gameness (vgl. Jessup 1995, S. 157–158). Dieser Begriff stammt laut Überlieferung aus dem Milieu der Hundekämpfe sowie aus dem der frühen Preiskämpfe ohne Regeln (no holds barred). Gameness meint vor allem eine kompromisslose und fatalistische Bereitschaft, sich auf einen Kampf einzulassen, ihn zu fordern, sowie das unbedingte (nicht blindwütige) Vermögen, unter keinen Umständen nach- oder aufzugeben:

“There is gameness, the capacity to stick to a line of action and to continue to pour all effort into it regardless of setbacks, pain, or fatigue [...] not because of some brute insensitivity but because of inner will and determination” (Goffman 1967, S. 219).

Seinen *dispositiven* Charakter findet Gameness darin, dass diese Eigenschaft nur unter der Bedingung selektiver Züchtung (z. B. Pitbulls) bzw. Sozialisation (z. B. der ‚Ghetto‘-Boxer) auftritt. Gameness ist nicht einfach so antrainierbar. Unter den Bedingungen eines weitgehend unregelmäßigen und daher existenziellen (Straßen-) Kampfes, setzt sich wahrscheinlicher immer *der* Kombattant durch, welcher ‚game‘ ist, und nicht der lediglich technisch versierte ‚Trainings-Weltmeister‘.¹⁵ Praxis- bzw. Kampf-Felder gäbe es noch genug bzw. tiefgründiger zu erforschen, wir brauchen hierzu bloß die jeweils geeigneten *kämpferischen* Kämpfer, die aufgrund ihrer

15 Gemessen an investigativen Journalisten sind wir Sozialwissenschaftler als Feldarbeiter zwar methodologisch und theoretisch reflektierter, oft aber weit weniger ‚game‘ oder auch gerissen genug, um an jene geschützten Wissensbestände und Verhaltensweisen zu kommen, welche manche Szenen, Cliques, Gangs, Milieus oder Organisationen ausmachen.

extra-methodologischen Passung zum Feld bzw. ihrer Eignung sowie ihrem speziellen Interesses für dieses eine Feld diese Auseinandersetzung aufnehmen wollen und aussichtsreich auskämpfen können. Auch wenn diese Kampf-Metaphorik der ethnographischen Gameness für geisteswissenschaftliche Betätigung zugegeben ungewöhnlich daherkommt, passt sie doch nur allzu gut in die bewusst provozierende Programmatik dieses Aufsatzes. Ich ende mit einem Rekurs auf eine Weisheit meines ehemaligen Boxtrainers: Technik lernt man im Training, Kämpfen nur im Kampf! Dasselbe gilt wohl auch für ethnographische Feldarbeit, oder nicht!?¹⁶

Literatur

- Agar, M. (2006). An ethnography by any other name ... *Forum: Qualitative Social Research*, 7(4). <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0604367>.
- Ahlsdorf, M. (2002). *Alles über Rocker*. Mannheim: Huber.
- Barker, T. (2007). *Biker gangs and organized crime*. Newark, NJ: LexisNexis.
- Bikers News (2014). Die Szene in Zahlen. *Bikers News* 1.
- Blumer, H. (1954). What is wrong with social theory? *American Sociological Review* 18, 3–10.
- Borjesson, U. (2014). From shadow to person: Exploring roles in participant observations in an eldercare context. *Qualitative Social Work* 3, 406–420.
- Bourdieu, P. (1987). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1998). *Praktische Vernunft: Zur Theorie des Handelns*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1999). *Sozialer Sinn: Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Breidenstein, G., Hirschauer, S., & Kalthoff, H. (2013). *Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung*. Konstanz: UTB.
- Burgess, R. G. (1984). *In the field: An introduction to field research*. London: Allen&Unwin.
- Diehl, J., Heise, T., & Meyer-Heuer, C. (2013). *Rockerkrieg. Warum Hells Angels und Bandidos immer gefährlicher werden*. Stuttgart: DVA.
- Ebrecht, J. (2004). Die Kreativität der Praxis: Überlegungen zum Wandel von Habitusformationen. In: J. Ebrecht, & F. Hillebrandt (Hrsg.), *Bourdieu's Theorie der Praxis: Aufklärungskraft – Anwendung – Perspektiven* (S. 225–241). Wiesbaden: VS Verlag.
- Emirbayer, M., & Mische, A. (1998). Whatisagency? *American Journal of Sociology* 4, 962–1023.
- Endreß, A. (2002). *Lebensstilintendierte Devianz. Organisierte Kriminalität am Beispiel von Motorrad-Clubs*. *Angewandte Sozialforschung* 3/4, 233–249.
- Ferrell, J. (1997). *Criminological verstehen: Inside the immediacy of crime*. *Justice Quarterly* 1, 3–23.

16 Ich bedanke mich im Besonderen bei meinem Kollegen Paul Eisewicht für seine wertvollen Einschätzungen und hilfreichen Anmerkungen zur Überarbeitung meines Manuskripts.

- Fine, G. A. (1993). Ten lies of ethnography: Moral dilemmas of field research. *Journal of Contemporary Ethnography* 3, 267–294.
- Gambetta, D. (2009). *Codes of the underworld: How criminals communicate*. Princeton: Princeton Univ. Press.
- Goffman, E. (1967). *Interaction Ritual*. New York: Doubleday.
- Goffman, E. (1981). *Strategische Interaktion*. München: Carl Hanser.
- Goffman, E. (2011). *Wir alle spielen Theater: Die Selbstdarstellung im Alltag*. München, Zürich: Piper.
- Hallett, T. (2003). Symbolic power and organizational culture. *Sociological Theory* 2, 128–149.
- Harrington, B. (2003). The social psychology of access in ethnographic research. *Journal of Contemporary Ethnography* 5, 592–625.
- Hitzler, R. (2008). Brutstätten posttraditionaler Vergemeinschaftung. In: R. Hitzler, A. Honer, & M. Pfadenhauer (Hrsg.), *Posttraditionale Gemeinschaften: Theoretische und ethnografische Erkundungen* (S. 55–72). Wiesbaden: VS Verlag.
- Honer, A. (2012). Die Bedeutung existenziellen Engagements. In: N. Schröer, V. Hinnenkamp, S. Kreher, Simone, & A. Poferi (Hrsg.), *Lebenswelt und Ethnographie* (S. 21–30). Essen: Oldib.
- Humphreys, M., Brown, A. D., & Hatch, M. J. (2003). Is ethnography jazz? *Organization* 1, 5–31.
- Jessup, D. (1995). *The working pit bull*. Neptune City, N.J.: T.F.H.
- Jones, D. J. (1973). Culture fatigue: The results of role-playing in anthropological re-search. *Anthropological Quarterly* 1, 30–37.
- Krais, B., & Gebauer, G. (2010). *Habitus*. Bielefeld: Transcript.
- Landen, A. S. (2011). From ethnographic 'self'-discovery to processes of identification. *Qualitative Research* 5, 536–551.
- Miles, M. B., & Huberman, A. M. (1994). *Qualitative data analysis: An expanded sourcebook*. Thousand Oaks: Sage.
- Nassehi, A. (2011). Erste Vorlesung: Was ist Soziologie? Oder: Über die Schwierigkeit einer Einführung. In: Ders., *Soziologie. Zehn einführende Vorlesungen* (S. 15–30). Wiesbaden: VS Verlag.
- Peshkin, A. (2001). Angles of vision: Enhancing perception in qualitative research. *Qualitative Inquiry* 2, 238–253.
- Pongratz, H. J. (2003). *Die Interaktionsordnung von Personalführung. Inszenierungsformen bürokratischer Herrschaft im Führungsalltag*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Reichert, J. (1989). Hermeneutische Auslegung von Feldprotokollen? Verdrießliches über ein beliebtes Forschungsmittel. In: R. Aster, H. Merckens, & M. Repp (Hrsg.), *Teilnehmende Beobachtung: Werkstattberichte und methodologische Reflexionen* (S. 84–102). Frankfurt a. M., New York: Campus.
- Reichert, J. (1990). „Meine Schweine erkenne ich am Gang“: zur Typisierung typisierender Kriminalpolizisten. *Kriminologisches Journal* 3, 194–207.
- Schmid, C. J. (2006). *Der Motorcycle Club: Vom Organisieren einer devianten Subkultur aus interpretativ-soziologischer Organisationskulturperspektive*. Unveröffentlichtes Manuskript. München.
- Schmid, C. J. (2012). Rockerclubs: Eine post-traditionale Vergemeinschaftungsform unter den Bedingungen der Organisationsgesellschaft. In: P. Eisewicht, T. Grenz, & M. Pfadenhauer (Hrsg.), *Techniken der Zugehörigkeit* (S. 213–237). Karlsruhe: KIT Scientific Publishing.

- Snow, D. A., Benford, R. D., & Anderson, L. (1986). Fieldwork roles and informational yield: A comparison of alternative settings and roles. *Journal of Contemporary Ethnography* 4, 377–408.
- Stuten, U. (2000). Rituale bei Rockern und Bikern. *Soziale Welt*, 1, 25–44.
- Swidler, A. (1986). Culture in Action: Symbols and Strategies. *American Sociological Review* 2, 273–286.
- van Maanen, J. (2011). Ethnography as work: Some rules of engagement. *Journal of Management Studies* 1, 218–234.
- van Maanen, J. (2012). Book review: Organizational ethnography: Studying the complexities of everyday life. *Organization Studies* 10, 1411–1413.
- Veno, A. (2003). *The Brotherhoods. Inside the Outlaw Motorcycle Clubs*. Crows Nest: Allen&Unwin.
- Vester, M. (2003). Class and culture in Germany. *Sociologia* 42, 25–64.
- von Lampe, K. (2008). Introduction to the special issue on interviewing ‘organized criminals’. *Trends in Organized Crime* 1, 1–4.
- Wacquant, L. (2013). *Homines in Extremis: What fighting scholars teach us about habitus*. *Body & Society*. doi: 10.1177/1357034X13501348.
- Wilkesmann, U., & Schmid, C. J. (2011). Lehren lohnt sich (nicht)? – Ergebnisse einer deutschlandweiten Erhebung zu den Auswirkungen leistungsorientierter Steuerung auf die universitäre Lehrtätigkeit. *Soziale Welt* 3, 249–275.
- Wilkesmann, U., & Schmid, C. J. (Hrsg.) (2012a). *Hochschule als Organisation*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Wilkesmann, U., & Schmid, C. J. (2012b). The impacts of new governance on teaching at German universities. Findings from a national survey. *Higher Education* 1, 33–52.
- Wood, J. (2003). Hell’s Angels and the Illusion of the Counterculture. *The Journal of Popular Culture* 2, 336–351.